

BRIAN MORTON

A stylized illustration of a city skyline. The central focus is a tall, red skyscraper with a distinctive Art Deco spire, resembling the Empire State Building. To its left are several shorter buildings in shades of grey and yellow. The background features rolling green hills under a teal sky with soft, yellow clouds. The overall style is flat and graphic.

Das
Leben
der
Florence
Gordon

Roman
Insel



Brian Morton
Das Leben
der Florence Gordon

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Gesine Schröder

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Florence Gordon bei Houghton Mifflin Harcourt, New York.

Das Zitat auf Seite 165 ist folgender Quelle entnommen:
Brief Tschechows an Suworin vom 7. Januar 1889,
in: Anton Tschechow, Briefe 1879-1904,
aus dem Russischen von Ada Knipper und
Gerhard Dick, Rütten & Loening, Berlin 1968, S. 124f.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

© Brian Morton 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17649-7

Das Leben der Florence Gordon

Für Heather

I

Florence Gordon wollte ihre Memoiren schreiben, aber zwei Dinge sprachen dagegen: Sie war alt, und sie war eine Intellektuelle. Und wer würde schon, fragte sie sich immer wieder, etwas über eine alte Intellektuelle lesen wollen?

Vielleicht waren es drei Dinge, weil sie nicht nur intellektuell, sondern Feministin war. Sollte sie mit dem Buch je fertig werden, würden Kritiker es als »verbittert« und »schrill« abqualifizieren.

Was eine alte Feministin von sich gibt, ist per se verbittert und schrill.

Sie klappte den Laptop zu.

Bringt ja doch nichts, dachte sie.

Doch dann klappte sie ihn wieder auf.

2

Sie *fühlte* sich nicht schrill und verbittert. Sie *fühlte* sich nicht einmal alt.

Und überhaupt ist das Alter nicht, was es mal war – das redete sie sich zumindest ein.

Florence sah das so: Sie war fünfundsiebzig. In früheren Zeiten hätte sie das zu einer alten Frau gemacht. Nicht heute. Sie war in den Sechzigern eine junge Frau gewesen, und wenn man damals jung gewesen ist –

»Glück hieß in jener Frühzeit leben schon, doch jung sein, war der Himmel selbst« –, wird man in gewissem Sinne niemals alt. Man hat erlebt, wie die Beatles nach Amerika kamen, hat die Entdeckung des Sex und die Geburt der Befreiungsbewegung miterlebt, und selbst wenn man später als garstige Alte endet, die bei allem Stolz auf ihre aktivistische Vergangenheit nur noch in Ruhe lesen, schreiben, denken will – selbst wenn man so endet, bleibt immer ein Teil der Seele grün.

Florence wollte, wie man wohl dazusagen sollte, nie jünger wirken, als sie war. Sie tönnte ihr Haar nicht, sie hielt nichts von Botox, und sie bleichte nie ihre Zähne. Ihre schiefen, altmodischen Zähne, rau und ehrlich und ungeschönt, waren für sie gut genug.

Florence wollte auch ihre Jugend nicht wiederhaben. Unter anderem weil sie das Leben, das sie jetzt führte, so spannend fand.

Sie war also eine starke, stolze, geistig unabhängige Frau, die ihr Alter akzeptierte und doch im Grunde jung geblieben war.

Und sie war aus der Sicht vieler Leute, die sie kannten, und aus der Sicht vieler, die sie liebten, vollkommen unausstehlich.

3

Die Erinnerungen, die sie zu Papier bringen wollte, begannen in der Frühzeit der Frauenbewegung – der modernen Frauenbewegung, ihrer eigenen, der Frauenbe-

wegung, die in den 1970ern Fahrt aufgenommen hatte. Wenn sie mit dem Buch einmal fertig wurde, würde es ihr siebtes sein.

Jedes Buch hatte andere Schwierigkeiten mit sich gebracht. Bei diesem bestand die Schwierigkeit darin, dass Florence es nicht schaffte, die Vergangenheit zum Leben zu erwecken. Ihr Gedächtnis funktionierte, sie hatte die Daten, die Ereignisse und Akteure parat. Was fehlte, war die Textur des Vergangenen.

Heute Abend, so kam es ihr vor, hatte sie endlich den Code geknackt. Ihr war ein Augenblick eingefallen, an den sie sich seit Jahren nicht erinnert hatte. Nur ein Augenblick, an sich ganz unbedeutend. Aber weil er ihr so lange nicht in den Sinn gekommen war, erinnerte sie sich jetzt ganz frisch daran, und vielleicht hatte sie damit das Tor gefunden, das in die Vergangenheit führte.

Sie hatte den Rest des Abends frei. Erst war sie mit Freunden zum Essen verabredet gewesen, hatte aber mit klammheimlicher Freude abgesagt, um arbeiten zu können. Es war sieben Uhr an einem Freitag im Mai, sie hatte ihre akademischen Pflichten erledigt, und ihr Kopf war klar. Und dieser Freitagabend, an dem sie endlich, endlich, endlich vorankam, dieser Abend war der glücklichste seit langer Zeit.

Nur dass Vanessa immer wieder anrief.

Ihre Freundin Vanessa rief immer wieder bei ihr an, und Florence ignorierte es immer wieder. Beim fünften Anruf begann sie sich zu fragen, ob Vanessa in Schwierigkeiten steckte, und beim sechsten ging sie dran.

»Gott sei Dank bist du da«, sagte Vanessa. »Ich habe ein Problem.«

»Was ist passiert?«

»Nichts Großes. Nichts Dramatisches. Ich habe mich nur anscheinend beklauen lassen und habe jetzt nur noch mein Telefon. Ich brauche Geld für die Heimfahrt.«

»Wo bist du?«

»Deshalb melde ich mich ja bei dir. Ich bin nur drei Blocks weiter.«

Sie nannte den Namen eines Restaurants.

»Tja, ich bin zu Hause«, sagte Florence. »Komm vorbei.«

»Danke, das ist nett. Aber es ist ein bisschen kompliziert.«

»Warum?«

»Ruby und Cassie mussten los, und ich bin geblieben, um zu zahlen, und habe erst dann gemerkt, dass meine Handtasche verschwunden war. Und jetzt will mich der Inhaber nicht gehen lassen. Er hat Angst, dass ich die Zeche prellen könnte.«

»Vanessa, du bist eine sehr respektable Frau. Eine sehr *alte* respektable Frau. Niemand würde dir vertrauen, dass du die Zeche prellst. Sag ihm, du seist nicht Bonnie Parker.«

»Das habe ich ihm ja gesagt. Wortwörtlich sogar. Ich habe gesagt, dass ich nicht Bonnie Parker bin. Aber er lässt nicht mit sich reden. Ich fürchte, er hält mich sehr wohl für Bonnie Parker. Es tut mir wirklich leid. Aber es geht ganz schnell.«

Menschen, dachte Florence, als sie in ihre Schuhe stieg. Wofür brauche ich die noch mal?

Er hat Angst, sie könnte die Zeche prellen. Während sie auf den Fahrstuhl wartete, murmelte Florence vor sich hin. Sie kam sich schon wie Popeye der Seemann vor.

Sie überquerte die Straße, murmelte immer noch vor sich hin. Murmelte, ballte rhythmisch die Fäuste.

Das mit den Fäusten tat sie, weil die linke Hand ihr Probleme machte. Karpaltunnelsyndrom. Manchmal zuckten die Finger, als hätten alle fünf ihren eigenen kleinen Kopf. Ein Neurologe hatte ihr eine ergonomische Tastatur empfohlen, eine ergonomische Maus und eine ergonomische Handgelenksschiene; sie hatte alles besorgt und brav alle Übungen gemacht, die er ihr verschrieben hatte, und nichts davon schien zu wirken.

Dieses Murmeln, dieses Fäusteballen – ich muss aussehen wie eine Verrückte, dachte sie.

4

Das Restaurant lag an der 76. Straße, zwischen der Columbus und der Central Park West. Sie ging rein, und Vanessa war nirgends zu sehen.

Es war ein schickes, teures, leicht versnobtes Restaurant. Nicht die Sorte, wo der Inhaber einen in Geiselschaft nehmen würde.

Der Empfangskellner, ein ernst dreinblickender Mann, fragte, ob er ihr helfen könne.

»Ich suche nach einer Freundin. In meinem Alter? Die ihre Rechnung nicht bezahlen konnte?«

»Natürlich, ich weiß, wen sie meinen. Sie ist im Hinterzimmer.«

Die halten sie im Hinterzimmer fest, dachte Florence. Die nehmen sie in die Mangel.

Er führte Florence einen Flur entlang und wies auf eine Tür, hinter der es unerklärlich dunkel war. Sie trat ein, und das Licht ging an, und ein ganzer Saal voller Leute rief: »Überraschung!«

Überraschung.

Freunde von der NYU, Weggefährtinnen aus der Bewegung, befreundete Literaten. Sogar ihre Familie war gekommen: ihre Schwiegertochter, ihre Enkelin.

Vanessa fiel ihr um den Hals.

»Das war unsere einzige Chance, dich gebührend zu feiern.«

»Ich habe doch gar nicht Geburtstag.«

»Ich dachte, wenn wir es zu dicht an deinem Geburtstag machen, wäre es keine Überraschung mehr. Dann hättest du gehnt, was los ist, und wärest niemals hergekommen. Es war ein kniffliger Spezialeinsatz. Wie die Jagd nach dem legendären Yeti. Wir wollten dich hochleben lassen. Und wir wollten, dass du mal aus der Wohnung kommst und dich ein bisschen amüsierst.«

Es war verblüffend, wie wenig die Leute einander kannten, selbst ganz alte Freunde. Ich *habe* mich amüsiert, dachte Florence. Es war schön, zu Hause zu sitzen und über das Leben nachzudenken, über unser

gemeinsames Leben. Es war schön, sich die richtigen Sätze abzurufen. Es war schön, einen Augenblick vor dem Vergessen zu bewahren.

Und jetzt war es alles vorbei. Sie war so dicht dran gewesen, klar zu sehen, aber es hatte sich noch so flüchtig, so fragil angefühlt. Wer wusste schon, ob dieses Fünkchen Klarheit am nächsten Morgen nicht erloschen wäre.

Janine, ihre Schwiegertochter, und ihre Enkelin Emily kamen auf sie zu. Sie waren seit Monaten in New York, und Florence hatte sich immer noch nicht mit ihnen getroffen. Erst hatte sie ein schlechtes Gewissen gehabt, aber dann begriff sie, dass dies Gefühl nur ein Tribut an die Konventionen war – eigentlich hatte sie schlicht keine Lust gehabt, sich mit ihnen zu treffen –, und sie hörte auf, sich schuldig zu fühlen.

»Herzlichen Glückwunsch zum Fast-Geburtstag«, sagte Janine.

»Sehr beglückt scheinst du aber nicht zu sein«, sagte Emily.

»Ich wünschte, jemand hätte die Sache im Keim erstickt.«

»Ich hab's versucht! Ich habe versucht, es zu ersticken«, sagte Janine. »Ich wusste, dass es keine gute Idee war. Aber Vanessa ... Sie ist fast so eine Naturgewalt wie du.«

O Gott. Sogar Saul war da.

Er legte ihr den Arm um die Schulter. Anscheinend war er angetrunken.

»Ich konnte nicht *nicht* kommen«, sagte er. »Und das ist ganz wörtlich gemeint. Deine Freundin hat keinerlei Einwände gelten lassen.«

Eine Frau, die Florence vage bekannt vorkam, stand plötzlich vor ihr und erzählte lang und breit, wie schwierig es war, von Rockland County herzukommen. Eine andere erzählte, wie schwer es ihr gefallen sei, sich von ihrem niedlichen, noch nicht stubenreinen Welpen loszureißen. Florence lächelte, nickte und tat, als hörte sie zu, aber eigentlich versuchte sie nur, diesen Augenblick der Klarheit festzuhalten, und eigentlich wollte sie nichts lieber, als wieder heimzugehen.

In der Damentoilette fiel ihr Blick auf das Fenster. Es war drei Meter über dem Boden. Wenn ich mich auf die Toilette stellen und auf die Kabinenwand klettern würde ...

Nein. Zu feige. Zu würdelos.

Sie ging in den Saal zurück, wo die Party in vollem Gange war, nahm ein Glas und schlug mit dem Messer dagegen, bis alle verstummten.

»Meine Freunde«, sagte sie, »es rührt mich, dass ihr das hier auf die Beine gestellt habt. Es rührt mich, und es ehrt mich sehr. Wie hat Yeats es noch gleich ausgedrückt? Ungefähr so: ›Woran hängt denn Ruhm? Denk nach und sprich, mein Ruhm war: Solche Freunde hatte ich.««

Anerkennendes Gemurmel im Saal.

»Eine der Qualitäten, die ich an euch am meisten schätze, ist, dass ihr Verständnis für mich habt. Ich

weiß, dass das manchmal nicht einfach ist. Ich bin eine schwierige Frau.«

»Du bist eine herrlich schwierige Frau«, rief Vanessa dazwischen – sie lobhudelte immer gern –, und andere stimmten ihr zu.

»Oh, danke. Aber ob ich nun herrlich schwierig bin oder einfach nur so schwierig, ihr haltet es alle irgendwie mit mir aus. Das beweist euren Großmut, eure Toleranz und eure Flexibilität, denn ich habe euch einiges zugemutet im Laufe der Zeit.

Und jetzt mute ich euch noch einmal etwas zu. Diese Überraschungsparty beglückt mich, aber ich gehe jetzt, weil ich zurück an meinen Schreibtisch muss. Ich hoffe, dass ihr wisst, wie sehr ich dies Geschenk zu schätzen weiß und dass ich im Geiste bei euch bin. Und ich wünsche euch einen schönen Abend.«

Sie wandte sich um und ging. Florence hätte gern darauf verzichtet, irgendwem in die Augen zu schauen, aber erhobenen Hauptes zu gehen war wichtiger, also blickte sie auf dem Weg zur Tür in die Gesichter einiger Freunde. Sie sahen aus, als seien sie unsicher, ob Florence es ernst meinte.

Sie hatte den Computer angelassen, und sobald sie zur Tür herein war, setzte sie sich wieder davor. Es dauerte, bis sich der Nebel verzogen hatte – die Scham, die Unsicherheit oder was es war –, aber nach einer Weile konnte sie beinahe wieder anknüpfen, wo sie aufgehört hatte. Den Rest des Abends arbeitete sie hochzufrieden und verschwendete an ihre Freunde und Gratulanten keinen weiteren Gedanken mehr.

Als sie weg war, wusste niemand, was er sagen sollte. Die Gäste mochten einander nicht einmal in die Augen sehen.

»Jetzt seht ihr, warum ich mich habe scheiden lassen«, sagte Saul.

Die anderen lachten und wandten sich wieder ihren Getränken und Häppchen zu.

»Was soll's«, sagte Vanessa. »Feiern wir weiter. Dann ehren wir Florence eben in absentia.«

»Ich ›ehre‹ sie lieber ein andermal«, sagte Saul. »Ich hau ab.«

»Hat *er* sich von *ihr* scheiden lassen?«, fragte Emily ihre Mutter.

»Umgekehrt«, sagte Janine.

»Dachte ich mir. Ich kann sie mir gar nicht verheiratet vorstellen.«

»Wieso?«

»Sie ist so unabhängig. Und er sieht aus, als bräuchte er jemanden, der ihn braucht.«

Janine staunte immer wieder, auf was für Ideen ihre Tochter kam. Aber das tun Eltern ständig.

Für Eltern ist die Zeit keine Einbahnstraße. In Janines Vorstellung wurde die neunzehnjährige Emily von jüngeren Versionen ihrer selbst überlagert, von

dem Neugeborenen namens Emily, dem Kleinkind Emily und allen ihren anderen Inkarnationen. Deshalb war jede kluge Beobachtung, jeder komplexe Gedankengang von ihr so staunenswert: weil es Janine vorkam, als hätte die Fünfjährige sie mit hervorgebracht. Eltern fragen sich immer: »Wo hat sie das nur her?«

»Zumindest haben wir jetzt den Abend frei«, sagte Janine. »Sollen wir ins Kino gehen?«

»Aber nicht in so was Anspruchsvolles, ja? Können wir einfach was Lustiges sehen?«

»Nur wenn du mir versprichst ...«

Aber Janine fiel nichts ein, das sie von Emily hätte fordern können. Es gab nichts, was ihre Tochter hätte ändern sollen. Das war nicht immer so gewesen und würde nicht immer so bleiben, aber in dem Moment war es so.

7

Beim nächsten Mal trafen Janine und Emily Florence in einem noch weniger persönlichen Rahmen.

Sie warteten im Zuschauerraum der Town Hall auf den Beginn einer Podiumsdiskussion.

»Ist es krankhaft, intellektuell für seine Schwiegermutter zu schwärmen?«, fragte Janine.

»Solange es nur intellektuell ist, nicht«, antwortete ihre Tochter.

Janine hatte eine ungewöhnliche Beziehung zu ihrer Schwiegermutter. Eine ungewöhnlich enge Beziehung,